

Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]

Autor(en): **Lendorff, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 44

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648954>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

6. Fortsetzung

Sie wog ihn in der flachen Hand. Er war etwas grösser als ein Kirschkern, von ähnlicher Form, nur etwas flacher und hell, beinahe weiss. Vielleicht war es Rosenquarz oder ein ähnlicher Stein; sie verstand sich nicht besonders auf Steine. Das Merkwürdigste aber war, dass auf der abgeflachten Seite ein winziges Tier eingeschnitten war, eine kleine, wunderbar feingliedrige Ziege mit langen, gebogenen Hörnern. Die Technik schien allerdings etwas primitiv; beinahe unbeholfen fand Clelia sie, und zudem wirkte das Bild nur sehr wenig deutlich auf dem hellen Stein. Sie verstand überhaupt nicht, was für ein Ding sie da eigentlich in der Hand hatte. Auf den ersten flüchtigen Blick wirkte der Stein durchaus nicht als Kunstwerk und auch nicht als Stein; man konnte ihn leicht übersehen, so unscheinbar war er. Um so seltsamer kam er ihr bei näherer Betrachtung vor. Sie hatte noch niemals in ihrem Leben etwas Derartiges gesehen.

Kopfschüttelnd betrachtete sie ihn von allen Seiten. Dann wickelte sie ihn sorgsam in ein Seidenpapier und legte ihn in einen kleinen Kasten, in dem sie sonst einen ihrer Fingerringe aufbewahrte. Das Papier, in dem sie den Stein gefunden hatte, legte sie für Alexander in eine leere Schuhschachtel und bemühte sich, es dabei möglichst wenig zu berühren. Die Schuhschachtel selbst kam oben auf den Kleiderschrank.

Es war mittlerweile ziemlich spät geworden, und sie merkte auf einmal, wie müde sie eigentlich war. Sie zog sich aus, wusch sich, büstete sorgfältig ihr Haar fünfzigmal, wie ihre Erzieherin Milly es sie gelehrt hatte, und legte sich ins Bett. Hundert verrückte Gedanken jagten sich in ihrem Hirn, und jetzt, da sie in der Stille und Dunkelheit lag, nahm sie Form und Gestalt an. Zuerst war da das seltsame Zeichen auf dem Halse des Marmorköpfchens. Hatte Wocke sich vielleicht getäuscht, als er dieses Zeichen zu seiner Signatur erkor, und war es eines der in Griechenland gebräuchlichen Schriftzeichen? Inselgriechische Form, hatte Dr. Schneewind gesagt. Sie wusste nicht recht, was man unter „Inselgriechisch“ verstand. Sie nahm sich vor, im Konversationslexikon nachzusehen. Dann kam ihr wieder das Gespräch mit Dr. Schneewind in den Sinn. Das Blut stieg ihr in den Kopf. Wieso hatte er das Recht, sie zu beleidigen? Weil sie eine Anfängerin war? Schliesslich — die Professoren waren doch dazu da, um den Anfängern vorwärts zu helfen. Oder weil sie ein Mädchen war?

In ihrer Schule hatte man oft über die Frage des Frauenstudiums diskutiert. Bei allen in der Klasse — auch bei den Buben — hatte sich allmählich dieselbe Ansicht herausgebildet, dass es nämlich, im Grunde genommen, gar kein Problem mehr war. Die Mädchen wollten ja gar nicht so arbeiten wie die Männer, sondern auf ihre Art arbeiten, ergänzen, helfen. Aerztinnen waren eine Wohltat, ja fast eine Notwendigkeit, und Lehrerinnen auch. Und was die übrigen Berufe anbelangte — es waren sicherlich immer nur ganz wenige Frauen, die sich dazu eigneten, aber diejenigen, sie sich einen solchen Beruf erwählten, taten es aus wirklicher Neigung und nicht etwa wegen der Notwendigkeit, etwas Bestimmtes zu tun. Und die Art,

in der sie es anpacken wollten, war eine andere, eine frau-liche Art, die alles auf eigene Weise abwandelte.

Heiraten? Kinder bekommen? Selbstverständlich wollte Clelia heiraten, aber schliesslich — woher wusste sie, dass sie den Mann fand, den sie lieben konnte? Und wenn sie ihn nicht fand, dann war die Kunstgeschichte schliesslich immerhin ein Gebiet, das ihr genug Anregung und Freude und Arbeitsmöglichkeit bot. Scheusslich, dass man einem Manne wie Dr. Schneewind solche Selbstverständlichkeiten klarmachen musste!

Und die Krankenschwester und der Stein? War es möglich, dass er wertvoll war? War es möglich, dass er irgendein Erkennungszeichen einer Schmuggler- oder Gaunerbande darstellte? Sie hatte schon Geschichten gelesen, in denen...

Sie schlief plötzlich ein und erwachte erst wieder, als die matte Helligkeit eines trüben Novembertorgens durch das Fenster schimmerte.

Siebentes Kapitel

Clelia beginnt sich mit Steinen zu beschäftigen

Clelia sass beim Frühstück und liess sich Fräulein Angelas Sonntagskuchen schmecken, als Peterchen von Theissen erschien, um sie abzuholen. Er war glatt gekämmt und gebürstet und roch nach Seife, Fräulein Elfriede meldete ihn feierlich bei Clelia an, denn es war zum erstenmal, dass sie ihn zu Gesicht bekam, und sie hoffte sichtlich, von Clelia einige Aufklärungen über seine Person zu bekommen. Aber statt dessen erhob sich Clelia nur rasch und rief ihm auf eine höchst formlose Art zu, ins Esszimmer zu kommen, denn der Raum war an diesem Morgen leer; die anderen Gäste lagen offenbar noch in den Federn. Und während sie ihren Kuchen bis auf den letzten Krümel aufass, erzählte sie ihm von Alexanders Abreise, und dass er sie nun nicht, wie geplant, in die neue Pinakothek begleiten würde. „Und ich selber möchte auch lieber in ein anderes Museum gehen“, fügte sie eilig hinzu. „Ich sollte mir Steine ansehen. Weisst du, eine Mineraliensammlung oder dergleichen.“

„Was willst du denn mit einer Mineraliensammlung anfangen?“ fragte Peterchen verwundert.

Sie winkte ihm zu schweigen und bedeutete ihm, dass sie ihm später alles erklären wolle, aber dass sie heute unbedingt Halbedelsteine — Jaspis, Achat, Rosenquarz und so weiter — kennenlernen müsse.

Er zermartete sich den Kopf über den Grund dieses plötzlichen Entschlusses, denn es war ihm niemals eingefallen, dass man sich für etwas Derartiges interessieren könnte. Zum Glück erschien jetzt Herr Sauer, der ihnen raten konnte, wo das Gewünschte am ehesten zu finden war.

Als sie die Strasse hinuntergingen — es regnete ein wenig, und der Nebel hing bis auf die Dächer herab —, begann Peterchen auszukramen, was er seither erfahren hatte. Erstens wusste er nun, dass Palma Kunkel eine Person aus einem Gedicht von Morgenstern war, welche die Eigenschaft besass, ewig unsichtbar zu bleiben. Und

Nachdruck verboten

zweitens hatte Dr. Schneewind wirklich während einiger Monate bei seiner Wirtin Frau Ute von Himmlisch gewohnt. Er war sozusagen ein Neffe ihrer Schwägerin, das heisst, ein Stiefneffe. Doch kannte sie die Familie genau. Der Vater war Architekt gewesen, aber gerade in dem Augenblick gestorben, als alle ihm eine grosse Zukunft prophezeiten. Er hatte drei Kinder, zwei Töchter und den Sohn Arthur, hinterlassen. Seine Witwe galt für reich, jedenfalls wurden die Kinder sorgfältig erzogen und wuchsen in einer Atmosphäre von Sorglosigkeit auf, wie sie nur eine luxuriöse Lebensführung ermöglicht. Bei Ausbruch des Krieges war die eine der beiden Töchter bereits verheiratet, ihr Mann fiel in den ersten Kriegsmonaten, und sie blieb mit einem kleinen Kinde zurück, ein zweites wurde bald darauf geboren. Auch Arthur Schneewind stand im Felde; seine angefangenen Studien wurden dadurch unterbrochen, und seine Lehrer bedauerten das ungemein, denn sie hatten grosse Hoffnungen auf ihn gesetzt. Er wurde dann mehrmals verwundet, zuletzt so schwer, dass er nicht wieder an die Front kam, und in den langen Krankheitsmonaten gelang es ihm unter grösster Selbstbeherrschung, eine Arbeit über indische Religionsphilosophie zu vollenden, die ihm etwas später seine Habilitation als Privatdozent in München ermöglichte. Alle, die ihn kannten, waren ob dieser Leistung von grösster Achtung und Bewunderung erfüllt. Aber obwohl seine Erfolge auf wissenschaftlichem Gebiet unbestreitbar waren, hatte doch das Unglück seine Familie weiter verfolgt: Das Vermögen war durch die Inflation fast vollständig zu nichts geworden, und die Mutter lebte nun bei der verwitweten Tochter in Breslau in ziemlich kläglichen Verhältnissen, während Dr. Schneewind sich in München durchschlug und die andere Schwester irgendwo in einer Stellung tätig war. Die ganze Hoffnung der Mutter konzentrierte sich nun auf den Sohn, und zwar hoffte sie, dass sein Ruf als Gelehrter ihm eine reiche Heirat ermöglichen würde, durch die sie alle gerettet würden.

„Zum Beispiel eine Ausländerin“, setzte Peterchen nachdenklich hinzu.

„Du kannst ganz ruhig sein, mich nimmt er nicht“, antwortete Clelia grimmig. „Ich sehe deshalb auch gar nicht ein, wozu du mir das alles über ihn erzählst.“

Peterchen warf ihr einen Seitenblick zu. „Ich dachte, ich meinte...“ begann er zögernd. Dann vollendete er seinen Bericht, indem er noch erwähnte, dass die beiden Kisten im Vorzimmer, über die er in der Dunkelheit immer stolperte, wirklich das Eigentum von Dr. Schneewind seien. Er habe einmal versucht, sie von der Stelle zu rücken, aber sie seien schwer wie Stein. Die Aussage von Frau von Himmlisch bestätigte das übrigens, denn sie sollten allerlei indische Altertümer enthalten, die Dr. Schneewind vor dem Kriege von einer Forschungsreise mitgebracht hatte. Weitere Kisten wurden in der Pension Vineta gegenüber von Frau von Himmlischs Wohnung aufbewahrt, denn auch dort hatte Dr. Schneewind zeitweilig gewohnt, und da er sich im Augenblick mit zwei Zimmern behelfen musste, hatte er es vorgezogen, die Kisten bei seinen Bekannten zu lassen. Die Dame, welche die Pension Vineta führte, war nämlich eine Freundin von Dr. Schneewinds Mutter; auch sie hatte früher in guten Verhältnissen gelebt und suchte sich nun durch die Pension Beschäftigung, Lebensinhalt und Verdienst zu schaffen.

Clelia hörte schweigend und mit gesenktem Kopfe zu.

„Das alles interessiert mich wirklich nicht“, sagte sie schliesslich, nachdem er geendet hatte und sie einige Schritte, ohne zu reden, nebeneinander hergegangen waren.

„Ich war nämlich gestern bei ihm“, hub sie nach weiteren zwanzig Schritten wieder an. Dann verstummte sie abermals.

„Ich habe allerdings etwas sehr merkwürdiges gesehen“, fuhr sie nach einer Weile fort.

Das war eine Einleitung. Nach etlichem Stocken und Zögern beschrieb sie Peterchen ihre kleine Entdeckung an dem Marmorköpfchen, das nach Dr. Schneewinds Angaben eine griechische Arbeit sein sollte. Sie wiederholte auch ihr Gespräch mit ihm. Ihre Wangen färbten sich dabei, und ihre Augen wurden dunkel vor Zorn.

„Nachher war ich so aufgeregt, dass ich in ein Kino gehen musste“, gestand sie am Schlusse. „Und dort entdeckte ich wiederum etwas, das ich dir zeigen muss.“

Sie waren mittlerweile vor dem Museum angelangt und traten ein. Die Steinsammlung war nach einigem Fragen zu finden. Ein Aufseher stand zwischen den Kästen untätig herum. Clelia sah sich ein wenig hilflos zwischen den verschiedenen Glasvitrinen um, dann wandte sie sich kurz entschlossen an den Aufseher.

„Bitte sehr, ich habe gestern abend auf der Strasse ein Steinchen gefunden, und ich möchte gerne wissen, ob hier ein ähnlicher Stein vorhanden ist, und ob es wertvoll ist.“

Sie wickelte ihren Fund aus, Peterchen und der Aufseher beugten sich darüber.

„Es werden ja jetzt so viele Ketten aus Glas getragen“, fügte Clelia nachdenklich hinzu.

Der Aufseher wog das Ding in der Hand. „Der Stein ist als Stein wertlos“, sagte er gedehnt. „Aber wissen's, er könnte alt sein. Uralt. Gehen's lieber zum Professor, der die Sammlung unter sich hat, oder auch zu einem, der die Altertümer kennt. Ich habe ja auch Kenntnisse durch meinen Beruf... man sieht und hört schliesslich doch eine ganze Menge, aber so richtig ein Urteil abgeben...“

Clelia dankte und liess sich die Kästen zeigen, in denen ähnliche Steinarten aufbewahrt wurden. Sie wurde dadurch nicht viel klüger als zuvor, denn ihr schien, dass alle Steine ganz anders aussahen als der gefundene. Auf Peterchens neugierige Fragen antwortete sie nur kurz, dass sie das Steinchen im Kino auf dem Boden aufgefunden habe, und dass sie sich nun darüber klar werden wolle, ob es irgendeine wertlose Imitation sei, oder ob es auf dem Fundbüro abgegeben werden müsse. Von der Krankenschwester und Alexanders Vermutungen erwähnte sie nichts.

Der Aufseher näherte sich ihr. „Am besten würden's halt wohl zum Herrn Doktor Deichleben gehen“, sagte er. „Der versteht dieses Fach. Er ist an der Universität, und er ist ein so netter, freundlicher Mann. Er hat nämlich mit meinem Sohn zusammen studiert, müssen Sie wissen...“

Clelias Gesicht hellte sich auf. Dr. Deichleben — ja, sie wusste Bescheid, sie war sogar eine Stunde lang in seiner Vorlesung über prähistorische Funde gewesen. Er war gross, hager und schien sehr schüchtern. Gegen Dr. Schneewinds auserlesene Geistigkeit war sein Vortrag langweilig und sogar einschläfernd zu nennen gewesen. Auch seine Gesichtszüge hatten ihr keinen Eindruck hinterlassen; sie wusste lediglich, dass er eine Brille trug. Trotzdem leuchtete ihr der Vorschlag des Aufsehers ein.

„Mein Sohn hat sich schon als Kind für alle diese Dinge interessiert“, fuhr der Aufseher fort. „Und da er in der Schule immer der Primus war, haben wir ihn studieren lassen.“

Er räusperte sich und sah zum Fenster hinaus.

„Und wo... wo ist er jetzt?“ fragte Clelia, weil sie fühlte, dass der Mann eine Antwort von ihr erwartete.

„In Russland gefallen, kleines Fräulein, wie so viele, viele andere auch.“ Der Aufseher sah sie schmerzlich lächelnd an. „Immer noch besser ganz tot, als...“ Er räusperte sich abermals. „Sehen's, ich habe einen Kollegen, dem sein Sohn... Er lebt, aber wissen's, sein Gesicht ist vollständig zerschossen. Es ist schrecklich, wie er aussieht. Man kann keinem Menschen zumuten, ihn anzusehen. Sie haben ihn in einer Anstalt untergebracht.“

(Fortsetzung folgt)